

„Wallt in ihren Adern nicht das Blut der Normannen?!“ -

Ein deutscher Rassist 1938 in Afrika



(Grafik: rijo)

Ein Rassist bereist im Jahre 1938, das in Deutschland mit dem bisherigen Höhepunkt der anti-semitischen Verfolgungspolitik, der „Kristallnacht“ im November zu Ende geht, laut Untertitel „unsere Kolonien“ in Südwest- und Ostafrika, die zu diesem Zeitpunkt schon knapp zwanzig Jahre nicht mehr „unsere“ waren. Mit einem Abstecher in die Südafrikanische Union knipst er begeistert jede von deutschstämmigen Siedlern gehisste Hakenkreuzfahne - einmal wird er auf einer solchen Farm zu seiner unbändigen Freude sogar von einem Farbigen mit „Heil Hitler“ begrüßt - und schreibt danach für den Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh, ein Buch. Aus heutiger Sicht scheinen dies alles Kriterien zu sein, um das Druckwerk, immerhin einer Folgeauflage („51. - 60. Tausend“) und laut Eigentumsstempel ursprünglich der „Schülerlesebücherei des Deutschen Schulheims Miltenberg“ angehörend, zügig zu entsorgen.

Trotz der eindeutigen Warnzeichen lohnt sich aber eine Expedition in die für seine Zeit und seine Landsleute exemplarisch kranken Gehirnwindungen des „Herrenmenschen“ und seine Wahrnehmungen, freilich nur, wenn man sie quellenkritisch seziert; dann treten sogar verwertbare Informationen zutage.

Stößt man durch den im Tonfall mal böartigen, mal gönnerhaft paternalistischen Rassismus zum Kern vor, so schildert der Autor in folgenden Zitaten eine Versammlung von Gegnern der Rassentrennung in Kapstadt, gibt wohl recht wortgetreu die öffentliche Rede eines farbi-

gen Sozialisten dort wieder - natürlich mit Abscheu, dass so etwas im britischen Machtbereich möglich ist -, der die Arbeitsbedingungen in den Gold- und Diamantenminen beschreibt, und berichtet von einem rustikal geführten Fußballspiel zwischen der Besatzung eines englischen Kriegsschiffes und einer lokalen Mannschaft in der ostafrikanischen Hafenstadt Tanga. Er leistet sich dabei den Luxus, die propagandistische Verzerrung nicht im Stile des „Stürmers“ bis zur schlichten Lüge zuzuspitzen, denn die Sachverhalte sind nicht anzuzweifeln, und wird so nolens volens zum Chronisten des Kampfes um Gleichberechtigung. Offenbar konnte er sich der Wirkung ‚skandalöser‘ Phänomene wie schwarzweißer Tanzpaare, gemeinsamen Naschens von Süßigkeiten aus derselben Papiertüte und Farbigen mit einer eigenen politischen Meinung bei der bereits über Jahre indoktrinierten, vorwiegend jugendlichen Leserschaft auch ohne solche Kunstgriffe sicher sein. Aus der zeitlichen Distanz und mit kritischem Blick entsteht aber das Bild einer bunten, lebendigen und deshalb auch für den Leser des 21. Jahrhunderts faszinierenden Mischung der Kulturen im südlichen Afrika vor fast siebzig Jahren in einer relativ ruhigen Phase seiner konfliktreichen Geschichte.

Wie bei jeder Vernunft und Moral zuwiderlaufenden Ideologie entlarvt sich hier der Rassismus umso mehr, je wortreicher er begründet und verteidigt wird: Der Autor, ein unterdurchschnittlicher Sprachakrobat aus dem Rheinland mit arroganter Attitüde und O-Beinen - Befund nach dem Selbstportrait auf dem Vorsatz - fordert für sich und seine Rassegenossen die unbedingte Wahrung des „Herrenstandpunktes“ gegenüber allen, deren angeborener Teint jenseits von Schweinchenrosa chargiert. Als höheres Wesen hat er längst durchschaut, dass „als das Höchste im Leben des schwarzen Mannes [gilt], einmal eine weiße Miss in den Armen halten zu dürfen“, wobei er selbst sich mehrfach in seinem Werk fotografisch und verbal an schwarzen Schönheiten ergötzt. Das ist sein gutes Recht, weil er als moralisch höchstehender Deutscher die einheimischen Frauen selbstverständlich ohne sexuelle Hintergedanken wie exotische Tiere betrachtet.

Eigenartig bleibt, dass in seinen Ergüssen mit keinem Wort explizit der Weltfeind aller Rassisten erwähnt wird: der omnipräsente, alles zersetzende Jude. Hat hier der Verlagslektor den Rotstift angesetzt aus Rücksicht auf das Image des Hauses? Die Botschaft kam auch so beim streng seitengescheitelten Publikum an, denn als Ursprung afrikanischer Aufmüpfigkeit war ein weltbekannter Trierer Rabbinersohn längst ausgemacht.

Trotz des Fehlens der letzten Konsequenz, die in der Heimat dem Holocaust als „Endlösung“ zustrebte, kann man das in den Zeilen enthaltene Gift nicht als rheinisch-joviale Variante des Rassenwahns abtun. Wer Gefängnisstrafen für „jeden Verkehr zwischen Weißen und Farbigen“ bejubelt - die „Nürnberger Gesetze“ lassen grüßen, werden aber nicht als Vorbild ge-

nannt -, von „alle[n] Abarten der menschlichen Rassen“ und vom „Fluch der Rassenschande“ schreibt, der „niemals [...] gänzlich getilgt werden“ kann, muss letztlich zur Vernichtung von Abartigen, Gegnern und notorischen Gesetzesbrechern bereit sein - genauso wie im Zitat des farbigen Redners, dass rassistische Weiße die Schwarzen am liebsten vernichten würden, wenn sie nicht ihre Arbeitskraft benötigten.

Wegen seiner unfreiwilligen Komik muss trotz des todernsten Themas auch der Bericht über das Fußballmatch in Ostafrika zitiert werden, das zum wagnerianischen Endspiel zwischen Weiß und Schwarz stilisiert wird - und bei dem die Gäste offenbar schon Ende der dreißiger Jahre schlecht ausgesehen haben. Von Kenntnissen der Fußballtechnik (z.B. Tackling oder Körpereinsatz) und des Fanverhaltens (die Reaktionen des Fürther Publikums auf Fehlleistungen der Clubspieler beim Derby sind derber als nur Gelächter, „weil sie so schwer um jedes Tor kämpfen müssen“) völlig unbeleckt ist für den entsetzten deutschen Augenzeugen die leidenschaftliche Unterstützung der Heimmannschaft nur Ausdruck der schwarzen Niedertracht, zu der auch unfaires Stoßen und Treten der britischen Spieler gehören. Allen Ernstes verlangt er von ihnen zur Ehrenrettung ihrer Rasse rhetorisch den Abbruch des Spiels, ein Gedanke, auf den die hartgesottenen Matrosen von der fußballverrückten Insel eben wegen ihrer Ehre als Sportsmänner sicher nicht einmal im Rum-Vollrausch gekommen wären.

Bemerkenswert ist auch die Erwähnung der farbigen Athleten bei den Olympischen Spielen 1936 in Berlin. Deren berühmtester, der vierfache Goldmedaillengewinner Jesse Owens (USA), dessen Triumphe Hitler wutentbrannt aus dem Stadion trieben, wird natürlich ebenso wenig namentlich genannt wie z.B. der Boxer Joe Louis, der Max Schmeling 1938 in der ersten Runde des Revanchekampfs K.O. zu Boden schickte.

Angesichts der Entwicklung in seiner Heimat, den von ihm bereisten Ländern - und den Fotos heutiger Fußball-, Basketball- oder American-Football-Mannschaften - muss der „Herrenmensch“ P.C. Ettinghoffer in seinem Grab rotieren - und das ist gut so. Aber warum sollte man sich die Texte auch als Nicht-Historiker oder -Semantiker antun? Weil man fürchten muss, dass ihre Tendenz, eben da der tödliche Stachel des Massenmords fehlt, gerade im Bezug auf Afrika und seine Menschen noch mehrheitsfähig ist. „Wollschädel“ klingt fast schon liebevoll im Vergleich zum heute für Afrikaner gebräuchlichen Vokabular, wenn kein Mikrofon in der Nähe ist. Und eine Ideologie, durch die man bereits bei der Geburt anderen überlegen wird, ist für die Nutznießer dieses Zaubertricks zeitlos attraktiv, vor allem dann, wenn sich viele Menschen als Verlierer einer gesellschaftlichen Entwicklung sehen müssen, die außerhalb der uneingeschränkten Konsumfähigkeit keine Alternative zur Selbstdefinition bietet.

Gerhard Jochem

Kapstadt

Fast dreihunderttausend Einwohner zählt Kapstadt. Die Hälfte davon sind Weiße, die man hierzulande „Europäer“ nennt, selbst wenn sie in Südafrika geboren sind. Alles ist hier streng geschieden. Niemals wird ein Mensch, der zur europäischen Rasse gehört und Achtung von seinem Mitmenschen verlangt, mit einem Farbigen gemeinsame Sache machen. Der Herrenstandpunkt der Europäer oder weißen Nachkommen von solchen wird in der Union streng durchgesetzt. Sogar in den Bahnhöfen gibt es Toiletten für Europäer und Farbige getrennt. Und es dürfte sich unter keinen Umständen ein Mensch, der auch nur einen Tropfen Negerblut in sich trägt und sonst ganz wie ein Weißer aussieht, in solche Einrichtungen wagen, die dem Europäer vorbehalten bleiben. Die Weißen hierzulande haben ein feines Empfinden und eine große Kenntnis der Rassen. Dem Neuling fällt nur auf, dass im Straßenbild Farbig vorherrscht. Und was für ein Farbig! Vom tiefsten Schwarz bis zum hellsten Weiß findet man alle Schattierungen der menschlichen Haut. Ein Schwarzer ist nun einmal ein Schwarzer, daran lässt sich nichts ändern. Man nimmt ihn hin, wie er ist. Aber die Mischlinge leben im besonderen Blickfeld der Öffentlichkeit. Bei ihrer Begegnung rät man unwillkürlich, welche Vorfahren hier in Frage kommen könnten, und wie weit das weiße Blut daran beteiligt ist. Jedes Schulkind schon beschäftigt sich in der Union mit der Rassenfrage. Sie ist brennend. Und die Zeiten der hemmungslosen Vermischungen sind vorbei. Das Gesetz greift hier ein und bestraft jeden Verkehr zwischen Weißen und Farbigen mit Zuchthaus nicht unter zwei Jahren. Wenn heute das Rassengemisch gerade in Kapstadt so stark auffällt, so muss man das als die Sünden der unaufgeklärten Vorväter bezeichnen. Bis in das siebente Geschlecht reicht der Fluch der Rassenschande, und niemals wird er gänzlich getilgt werden können. Es mögen die Haare auch glatt werden und blond, und die Haut ganz hell, viel heller, als man sie gewöhnlich beim Europäer trifft, lang und gerade mag die Nase in die Welt schauen, immer wird bei einem oder dem anderen Nachkommen das Negerblut durchbrechen, und ein Urenkel oder einer der sechsten oder zehnten Generation wird die unverkennbaren Merkmale der Hottentotten oder der Kaffern tragen müssen. Tausendfach erlebt man diese Fälle in der Union, besonders in Kapstadt, wo man alle, aber auch alle Abarten der menschlichen Rassen trifft. Mancher ist weiß, und dennoch erkennt der Südafrikaner in ihm den Farbigen. Wir Europäer würden diesen Mann als Weißen ansehen. Es mag ein Europäer noch so sehr von der Sonne verbrannt sein, ganz kaffeebraun und dunkel, niemals wird sich der Südafrikaner vertun, wird immer den weißen Mann selbst unter der dunkelsten Sonnenbräune erkennen, und das auf den ersten Blick und ohne lange Prüfung. Es dürfte kein Mensch mit nur einem Tropfen farbigen Blutes es wagen, in Kapstadt in ein Lokal zu gehen, das dem weißen Manne vorbehalten ist. Unmög-

lich wäre er in jedem Hotel, in dem weiße Gäste wohnen. Für ihn gibt es genug Unterkunfts-
möglichkeiten, zweitklassige Gasthäuser, die niemals ein Weißer betreten wird und betreten
kann. Deshalb ist jeder Weiße stolz auf den Nachweis, dass er seit soundsovielen Geschlech-
tern, das heißt seit der Einwanderung seiner Familie nach Afrika, unter seinen Vorfahren nur
Europäer zählen darf.

Immerhin gibt es heute noch - nach einer Zählung vom Mai 1938 - in der Südafrikanischen
Union nicht weniger als 1073 Ehen zwischen Weißen und Farbigen, ein Zustand, der nun-
mehr bald aufhören dürfte, da die strengen Rassegesetze in Zukunft eine solche Verbindung
zwischen Menschen von zweierlei Hautfarbe untersagen werden. Das Verbot der Mischehen
wird sicher durchkommen, genau wie das Verbot des außerehelichen Verkehrs jetzt schon
streng gehandhabt wird. Wie man über die Trennung der Weißen und Farbigen in der Union
denkt, beweist folgender Vorfall:

In einer Gastwirtschaft in der Nähe von Durban erhielten europäische Gäste ihr Essen aus
demselben Geschirr wie die Schwarzen. Die Weißen schlugen Krach und verweigerten die
Annahme der Speisen. Man ließ die Bedienungsmagd kommen, und diese gab zu, den weißen
und den schwarzen Gästen das gleiche Geschirr und Besteck vorgesetzt zu haben. Gegen den
Besitzer des Unternehmens erging Strafanzeige. Man ist sehr genau in solchen Dingen. Nur
eine Gruppe Menschen arbeitet dagegen und möchte die hemmungslose Verschmelzung der
Rassen - die Apostel der farbigen Erhebung und des Umsturzes.

Am 29. Januar 1938 gab es zu Kapstadt im Saal der „Old Fellows“ [wohl „Odd Fellows“ =
Freimaurerloge] ein Fest. Es galt, die soeben von einer Propagandareise heimgekehrten Ge-
nossen W.H. Andrews, einen Weißen, und seinen rabenschwarzen Parteigenossen Adams zu
ehren. Das Wort führte der Neger Adams. Er lobte den Zukunftsstaat in den Himmel. Dort
kenne man keine Verschiedenheit der Rassen, dort könne sich das ganze Menschengeschlecht
endlich auf seine Würde besinnen, dort könne jeder essen und schlafen, wann und wie und
soviel er nur wolle. Dagegen sei jedes andere Land eine Hölle des Zwangs und der Unfrei-
heit. Gewisse Leute hatten diesen schwarzen Wollschädel gut mit Phrasen gefüllt. Andrews
bestätigte kopfnickend die Ausführungen des Farbigen, und derweil saßen - wie die Anarchie
es will und anstrebt - die weißen Gleichmacher zwischen ihren farbigen Genossen. Man sah
weiße Frauen recht offensichtlich mit Farbigen liebäugeln, und nachher ging man zum Tanz
über, wobei die weißen Mädchen und Frauen von einem farbigen Tänzer zum anderen gingen,
während die Weißen die „herbduftenden“, farbigen Schönheiten durch den Saal schwenkten.
Man sah weiße Frauen mit Schwarzen Süßigkeiten aus einer und derselben Tüte essen. Für
solche Erniedrigung seiner Rasse hat der Weiße in Südafrika kein Verständnis. Er wird eine

Lehre ablehnen, die ihm die völlige Gleichstellung der Rassen predigt. Niemals wird der anständige Südafrikaner zugeben, dass ein Farbiger seine Frau oder seine Tochter zum Tanz holt. Die Schamröte steigt ihm ins Gesicht beim Gedanken, dass dies sein könnte. Hier wird dem Umsturz wenigstens bei fast allen Weißen ein Damm geboten. Nur völlig verkommene oder verhetzte Menschen werden dieser Gleichmacherei folgen und damit sich selbst aus der Gemeinschaft der Weißen ausschließen.

Anders aber bei den Farbigen. Bei ihnen gewinnt der Gedanke in Südwest [heutiges Namibia] jeden Tag an Boden. Zu verlockend sind diese chiliastischen [auf eine ideale Gesellschaft abzielenden] Parolen. Die Gleichheit der Rassen, die Gleichstellung des Schwarzen mit dem Weißen, Welch ein erstrebenswertes Ziel! Man kann nichts, aber auch gar nichts dabei verlieren, aber alles gewinnen. Dies alles kommt ja den niedrigen Instinkten der farbigen Massen entgegen, denn immer noch gilt es als das Höchste im Leben des schwarzen Mannes, einmal eine weiße Miss in den Armen halten zu dürfen. Der Umsturzglaube, die Moral der Anarchie, gibt ihm dazu die Erlaubnis. Die „Parade“, der große Platz in Kapstadt, zwischen dem alten Fort und dem Rathaus gelegen, ist der Versammlungs- und Rednerplatz für seinesgleichen. Ähnlich wie im Hyde Park zu London kann dort jedermann frei seine Meinung äußern, er wird immer dankbare oder belustigte Zuhörer finden. Dort auf der Parade, im Schatten des Denkmals von Eduard VII., der streng über das Gewühl und den nie abreißenden Betrieb schaut, stehen die hetzerischen Redner, meist Schwarze, und geben von ihren Hintermännern eingetrichterten [sic] Weisheiten von sich.

„Immer und immer wieder wurde die schwarze Rasse betrogen,“ schreit einer dieser Redner über den Platz. „Die Regierung betrügt euch, indem sie euch Diamanten und Gold schürfen lässt, oben bei Kimberley und Johannesburg. Wisst ihr auch, wie viele eurerer Rassengenossen elend an der Staublunge zugrunde gehen, in diesen Minen? Und nur, um den Kapitalisten der ganzen Welt das notwendige Gold und die notwendigen Edelsteine zu schaffen! Ihr seid genau so viel wert wie der weiße Mann, aber ihr könnt euch nicht durchsetzen, weil euch die Einigkeit fehlt. Hört nicht auf das, was euch die Missionare sagen. Auch sie stehen im Sold des Kapitalismus, der sie herschickt, um euch Gefügigkeit und Gehorsam zu predigen. Der Missionar ist ein guter Geschäftsmann. Er kauft eine Flasche Wein für zwei Shilling. Dann kauft er ein Brot für ein Sixpens. Das Brot schneidet er in kleine Bissen und gibt es euch ab für einen Ticky [„Shilling“, „Sixpens“ = six pence & „Ticky“ damals in Südafrika gebräuchliche Bezeichnungen für britische Münzen]. Und mit dem Wein macht er es genauso. Rechnet mal aus, was der Missionar an einer Flasche Wein und einem Brot verdient, und ihr gebt ihm dafür einen Ticky in den Klingelbeutel ...“

Einige lachen. Viele bleiben stumm und nachdenklich, wenige gehen gelangweilt weiter. Für sie bedeutet dies Zuhören nur eine kleine Abwechslung. Sie werden eine Minute später genau so beim Konzert der Heilsarmee stehen und vielleicht gar die frommen Lieder mitsingen, drüben an der anderen Ecke, unter den Palmen. Jawohl, viele bleiben stumm und nachdenklich ... - Und drüben ragt stolz das Rathaus, und vom Turm singt jede Viertelstunde das Glockenspiel den Choral: „Ich weiß, dass mein Erlöser lebt.“ Und der Schutzmann gähnt und umkreist die Gruppe der Redner. Aus einem Wagen dringt der fettige Geruch von Spritzgebackenem und von Röstwurst. Dort werden beliebte Abendimbisse für billiges Geld zurechtgemacht.

„Glaubt nicht, dass der weiße Mann euch schätzt oder gar liebt. Er möchte euch am liebsten vernichten, ausrotten,“ so donnert der Schwarze weiter. „Nur eure Arbeitskraft will er, nachdem er euer Land gestohlen hat und euere Freiheit. Lest das Buch, das ein berühmter Gelehrter über Arbeiter und Kapitalisten geschrieben hat. Es ist jetzt in Afrikaans übersetzt, dank der Bemühungen derer, die es mit euch gut meinen. Der Gelehrte, der dies Buch schrieb, hieß Marx. Für uns darf es keinen Erlöser geben außer seiner Lehre, und unsere Bibel sei von heute ab dies Buch, das ich euch allen für nur einen Shilling zugänglich machen werde ...“

„Ich weiß, dass mein Erlöser lebt ...!“ ruft die Stimme vom Glockenturm. Der Bobby gähnt laut und wippt auf den Zehen.

Tanga (heute in Tansania)

Wer eine Reise tut, der wundert sich oft. Die große Welt ist ja so schön und so seltsam. Aber wer nach Ostafrika kommt, der muss staunen und den Kopf schütteln über manche Dinge, die er, als Europäer und erst recht als Deutscher, nicht mehr begreifen kann. Da liegt draußen, in der schönen Tanga-Bucht, der britische Kreuzer „Norfolk“. Die Mannschaften, teils Weiße, teils Farbige, bringen Leben und Treiben in die sonst etwas ruhigeren Straßen von Tanga. Man freut sich, wenn Soldaten kommen, das ist überall so. Vielleicht sind die farbigen Matrosen, die in ihrer weiß-blauen Kluft noch schwärzer aussehen, eine Note zu laut, aber das spielt ja keine Rolle. Die Engländer selbst bleiben kühl und stramm. Und da ist ein großer Fußballwettkampf angesagt: Eine weiße, englische Mannschaft des Kreuzers „Norfolk“ gegen Eingeborene. Der Sportler wird sagen: Das ist nun einmal so bei uns Männern vom Sport. Im Berliner Olympia-Stadion sah man auch Schwarze.“ Richtig, aber dort war es anders als hier. In Tanga, im Land der Schwarzen, tritt eine weißhäutige Elf an, und außer dieser Mannschaft gibt es bei diesem Treffen nur ganz wenige Europäer. Dagegen drängen sich

wohl an die zehntausend Schwarze und Inder rings um den Platz, bilden hier Publikum und Richter. Die elf Weißen sind von vornherein blamiert und machen sich lächerlich, wenn sie auch nur ein Tor verlieren. Verlieren sie keins, so lacht man sie aus, weil sie so schwer um jedes Tor kämpfen müssen. Bei jedem guten Schuss der farbigen Mannschaft setzt ein ohrenbetäubendes Geheul ein, schießt aber ein Engländer, und ist das Tor der Schwarzen in Gefahr, so herrscht eisiges Schweigen. Jeder einzelne Farbige hier betrachtet innerlich und vielleicht unbewusst dies Spiel als eine Auseinandersetzung zwischen der weißen und der schwarzen Rasse. Spöttisch klingt zehntausendfaches Lachen, wenn ein Weißer ausgleitet und - in eine Staubwolke gehüllt - auf dem Boden dahintrutscht. Es gleiten und fallen auch Spieler der farbigen Mannschaft, aber dann lacht man nicht, nein, es läuft ein bedauerndes, angst erfülltes „Hooo“ durch die Reihen. Warum brechen die elf Weißen das Spiel nicht ab? Warum lassen sie sich weiterhin von den elf schwarzen Spielern stoßen und treten? Wallt in ihren Adern nicht das Blut der Normannen und Wikinger beim Anblick dieser Nachkommen von Sklaven, die unsportlich und offensichtlich für ihre Partei, ihre dunkelhäutige Mannschaft kämpfen? Ich schäme mich für die Engländer, schäme mich im Namen der weißen Rasse, die hier, bei diesem Spiel, wieder ein Stück ihres Ansehens verliert. Gewiss, der Sport soll international sein und die Völker einigen, ohne Rücksicht auf Hautfarbe und Sprache, aber es ist ein Unterschied, unter welchen Umständen und vor welchem Publikum ein Match ausgefochten wird. Im Land der Schwarzen darf der Weiße nur Herr bleiben. Diese englische Fußballmannschaft hat sich durch ihr Spiel vor Farbigen gegen Farbige viel mehr erniedrigt, als das überhaupt möglich war. So etwas gibt uns Europäern einen unangenehmen Ruck.

Quelle

P.C. Ettinghoffer: So sah ich Afrika. Mit Auto und Kamera durch unsere Kolonien. Gütersloh 1938.

[Index*](#)

[Home*](#)